DIE SPUR DER QUADRIGA

Alle Figuren und Ereignisse dieses Romans sind der Fantasie des Autors entsprungen. Aus Spannungsgründen wurden außerdem einige Namen und Örtlichkeiten erfunden oder verlegt. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Autors urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder Verwendung in elektronischen Systemen. Die automatisierte Analyse des Werkes, um Informationen über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG zu gewinnen, ist untersagt.

© Thilo Scheurer
Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
TS Text & Gestaltung UG, Uhlandstraße, 78658 Zimmern
autor@tstext.de
www.tstext.de

THILO SCHEURER

DIE SPUR DER QUADRIGA

Historischer Roman

Über den Autor

Thilo Scheurer, Jahrgang 1964, lebt und schreibt in einer Kleinstadt am Rande des Schwarzwalds. Er ist Mitinhaber eines kleinen Softwareunternehmens. Der Autor ist verheiratet und hat zwei Kinder. Aus seiner Feder stammen mehrere Kriminalromane sowie ein Historischer Roman. Bisher sind nachfolgende Bücher erschienen:

Historischer Roman

Die Spur der Quadriga

Neckar-Krimis

Neckarschatten
Neckarexit
Neckarteufel
Neckarsturm

Stuttgart-Krimis

Leonhardsviertel
Fildermädchen
Feuersee

Gran Canaria-Krimis

Jagd unter Palmen
Abrechnung unter Palmen
Endstation unter Palmen

Rottweiler Dickkopf trifft Wiener Schmäh

Tod über dem Neckar

VORWORT

Manche Geschichten lassen ihren Autor nicht einfach los. Als »Die Spur der Quadriga« 2013 unter dem Titel »Quadriga« im Bookspot Verlag das Licht der Welt erblickte, war ich stolz auf das Abenteuer von Leopold, Carl und Isabelle.

Doch mit der Zeit – und mit jedem weiteren Schritt, den ich als Buchautor gegangen bin – wuchs in mir der Wunsch, noch einmal in das Jahr 1814 zurückzukehren. Die Wirren der Befreiungskriege, die Jagd nach Berlins berühmtestem Symbol und vor allem die menschlichen Abgründe und Einzelschicksale dahinter boten noch so viel mehr Tiefe, als ich damals aufgreifen konnte. Für diese Neuausgabe habe ich das Manuskript Seite für Seite durchforstet, die historische Kulisse feiner gezeichnet, das Erzähltempo geschärft und den Charakteren den Raum gegeben, den sie verlangen.

Ob Sie dieses Buch zum ersten Mal aufschlagen oder Leopold Berend und Carl von Starnenberg erneut auf ihrer gefährlichen Mission begleiten: Ich lade Sie ein, das Jahr 1814 in einer intensiveren Fassung neu zu erleben.

Thilo Scheurer

In der Silvesternacht 1813 zogen Abertausende Soldaten vieler Herren Länder über den Rhein nach Westen. Sie trafen auf ihresgleichen: junge Männer, manchmal mutig, meist ängstlich, die wie sie selten etwas anderes zu erwarten hatten als unsägliche Entbehrungen. Auf beiden Seiten bezahlten viele den Hochmut und Größenwahn ihrer Führer mit dem einzig wertvollen, das sie besaßen: ihrem Leben.

Diese Männer sind die wahren Helden der Geschichte. Ihnen ist dieses Buch gewidmet.

Wer die Grausamkeit der Natur und der Menschen einmal erkannt hat, der bemüht sich, selbst in kleinen Dingen wie dem Niedertreten des Grases schonungsvoll zu sein.

Christian Morgenstern

PROLOG

Tagelang hatten die Soldaten in Strauchhütten vor den Toren Berlins gelagert. Nun rückte das französische Corps auf der neuen Staatschaussee von Potsdam her auf die Stadt zu. Der Aufmarsch wirkte machtvoll und endgültig, wie der Gnadenstoß für ein halbtotes Tier. Im Grunde hatte jeder in Berlin damit gerechnet. Dennoch waren die meisten überrascht, viele auch bestürzt, als die Truppen in den letzten Oktobertagen des Jahres 1806 schließlich vorrückten.

Tausende Bajonette blitzten im aufgewühlten Staub der Soldatenstiefel. Dichte Schwaden zogen über die Kolonnen in die Stadt und lösten sich nur träge über den Dächern der hohen Häuser auf – jenen majestätischen Residenzen und Kasernen, die durch ihre schiere Größe und Pracht bewiesen, dass Berlin an Geschmack und Eleganz anderen europäischen Metropolen in nichts nachstand. Doch ausgerechnet diese prunkvollen Bauten sollten nun Zeugen der größten Schmach Preußens werden.

Der Lärm schwoll stetig an, bis das alte Stadttor am Nachmittag gegen vier Uhr erst vereinzelte, dann in einem ununterbrochenen Strom Soldaten ausspuckte. Noch bevor der erste französische Grenadier die schnurgerade Leipziger Straße erreichte, begannen die Glocken der umliegenden Kirchen zu läuten. Kaum eine menschliche Stimme vermochte gegen das Geläut anzukommen.

Als es nach mehreren Minuten endlich verstummte, dröhnten die Stiefel der Soldaten dumpf auf dem Pflaster. Die Fassaden aus hellbraunem Sandstein warfen den Schall zurück.

Zögernd wehte Musik heran, bis sie schließlich alle Straßen und Plätze erfüllte. Die alten Lieder der Revolution legten sich über das monotone Stampfen der Stiefel. Dennoch gelang es den Tambouren und Hornisten nicht, das allgegenwärtige Gefühl der Unsicherheit zu vertreiben.

Geschickt schlüpfte die junge Frau durch die Menschenmenge, die sich innerhalb kürzester Zeit versammelt hatte. Sie liebte Marschmusik. Als kleines Mädchen hatte sie oft mit ihrem Vater am Straßenrand gestanden und den preußischen Soldaten zugewinkt, wenn sie in schmucken Uniformen und begleitet von zackiger Musik vorbeigezogen waren. Doch die Tage preußischer Siege lagen lange zurück. Schon seit Jahren gaben andere den Takt vor.

Als sie am Straßenrand endlich die Franzosen zu Gesicht bekam, schrak sie zusammen. Die Männer – vermutlich die hässlichsten, die sie je gesehen hatte – glichen eher einer Räuberbande als den ruhmreichen Kriegern der Grande Armée. Die meisten trugen ausgeblichene Uniformröcke und Beinkleider, übersät mit Flecken in allen erdenklichen Formen und Farben. Der Stoff erinnerte an ungefärbtes Leinen; nur in den Falten und Nähten hatte sich noch ein Rest der ursprünglichen Farbe erhalten. Das einst weiße Lederzeug der Patronentaschen und Säbelscheiden hing schmutzig und ungepflegt von den Schultern. Durch die Löcher in Schuhen und Gamaschen schimmerte nackte, verdreckte Haut. Zerdrückte oder zerrissene Tschakos saßen schief auf den Köpfen und ließen die Soldaten wie Karikaturen ihrer selbst wirken. So recht vermochte sie sich nicht zu erklären, wie die kleinen, abgemagerten Gestalten die großen und stolzen Krieger Preußens besiegen konnten.

Mit bleichen, ausgemergelten Gesichtern, oft mit Verbänden um Kopf oder Gliedmaßen, blickten sie müde in die schweigende Menge.

Vereinzelt erklang aus den Reihen der Zuschauer der Ruf »Vive l'Empereur!«, doch kaum einer der Soldaten reagierte. Stumpf setzten sie einen Fuß vor den anderen, kaum noch in der Lage, die vorgeschriebene Ordnung einzuhalten.

Der Aufmarsch brachte einen geradezu bestialischen Gestank mit sich. Nicht einmal eine Horde Schweine, so dachte die junge Frau, konnte üblere Gerüche verbreiten. Immerhin bescherte der ungewöhnlich kalte Herbst den Berlinern an diesem Nachmittag bereits empfindlich kühle Stunden. An einem heißen Tag wäre der Gestank von altem Schweiß und der Geruch von verbranntem Fleisch vermutlich unerträglich gewesen.

Zwischen den Soldaten wimmelte es von Marketenderinnen, die mit dem Heer nach Berlin zogen. Auf ihren klapprigen Fuhrwerken türmte sich nützliches wie unnützes Gerümpel, das sie toten Soldaten auf dem Feld abgenommen hatten, um es weiterzuverkaufen. Dazwischen irrten hie und da Kleinkinder mit verdreckten Gesichtern umher. Die wenigsten dürften ihren Vater gekannt haben. Vermutlich wussten sie nicht einmal, wann sie wieder etwas zu essen bekommen würden.

Zu ihren weiten, vor Schmutz starrenden Röcken trugen die Frauen zerrissene, oftmals blutverschmierte Reste von Uniformen. Kaum eine besaß eigene Schuhe. Manche steckten in viel zu großen Soldatenstiefeln, andere hatten sich Lederreste um Füße und Unterschenkel gebunden. Nur die Kopfbedeckungen wollten nicht zu ihrem erbärmlichen Erscheinungsbild passen: Mit einem Putz aus Bändern und Federn versuchten sie, ihre verfilzten Haare zu verstecken. Darunter starrten verzweifelte Gesichter mit leeren Augen ins Nichts. Das Elend, das von diesen Frauen ausging, war kaum zu ertragen.

Westfälische Händler hatten in den vergangenen Wochen die wildesten Schauermärchen über die französischen Soldaten verbreitet. Man erzählte sich, sie würden junge Frauen einfach verschleppen und sogar Kinder als Kugelfänger vor sich ins Gefecht treiben. Die junge Frau gab wenig auf solches Gerede. Dennoch hatte sie die Nachrichten über das herannahende Heer mit einer Mischung aus Misstrauen und Neugier verfolgt.

Als stünden Napoléon unendliche Ressourcen zur Verfügung, rückten in den folgenden Tagen unablässig neue Truppen in Berlin ein. Nachdem die Stadt in den Monaten zuvor von Kampfhandlungen verschont geblieben war, traf sie der Krieg nun mit voller Wucht. Berlin verwandelte sich zusehends in ein einziges Heerlager. Die Staatsmacht hatte sich nahezu vollständig ins ferne Ostpreußen zurückgezogen, und außer einigen überforderten Gendarmen gab es kaum noch eine funktionierende Ordnungsmacht.

Bald zogen immer mehr Soldaten marodierend durch die Straßen. Dabei hatten sich die Besatzer in den ersten Tagen noch von ihrer vergleichsweise harmlosen Seite gezeigt. Sie plünderten vor allem Wirtshäuser und Kaufläden, wobei sie es hauptsächlich auf Alkohol abgesehen hatten. Meist kippten sie so viel davon in sich hinein, dass zahlreiche Grenadiere und Füsiliere schließlich auf der Straße liegen blieben, um ihren Rausch auszuschlafen. Selbst die nächtlichen Temperaturen nahe dem Gefrierpunkt hielten sie nicht davon ab. Jeden Morgen fuhren Pferdekarren durch die Straßen, um die noch immer betrunkenen Männer einzusammeln und in ihren Quartieren abzuladen.

Schon wenige Tage nach dem Einmarsch bezogen französische Soldaten auch im Innenhof Quartier, an den die bescheidene Parterrewohnung grenzte, in der die junge Frau mit ihren Eltern und dem kleinen Bruder wohnte.

Besonders nachts waren das Geschrei und Gelächter der betrunkenen Soldaten im ganzen Haus zu hören. Tagsüber ging es kaum leiser zu. Entweder brüllten die Männer unverständliche Befehle, die zwischen den engen Häuserzeilen widerhallten, oder sie machten sich mit viel Getöse an ihrer Ausrüstung zu schaffen. Zeitweise drängten sich zwanzig Soldaten und ein Dutzend Armeepferde auf dem kleinen Hof. Öffnete die junge Frau ein Fenster, konnte es geschehen, dass ihr ein Pferdekopf entgegenschnaubte.

Ob der beißende Uringeruch von den Tieren oder den Soldaten stammte, war einerlei – es stank bestialisch. Der widerwärtige Mief zog durch die geöffneten Fenster und Treppenhäuser und breitete sich im gesamten Gebäude aus. Selbst der kräftige Geruch nach Kohl und Kartoffeln aus den Wohnungen vermochte ihn nicht zu überdecken.

Noch schwerer zu ertragen als die drangvolle Enge und der Gestank waren die Ansprüche der Besatzer. Schon unter normalen Umständen fiel es ihrem Vater nicht leicht, den Lebensunterhalt für seine Familie zu bestreiten. Nun musste er auch noch die einquartierten Soldaten durchfüttern. Und gab es an der Verpflegung etwas auszusetzen, so wurde sie kurzerhand zurückgewiesen.

Eines Tages beobachtete die junge Frau durch das geschlossene Küchenfenster, wie einige Soldaten im Innenhof Zaumzeug einfetteten und Sättel putzten. Dabei fiel ihr ein jüngerer Mann auf, der erst am Morgen im Quartier eingetroffen war. Seine farbenfrohe, weit geschnittene Kleidung und die ungewöhnliche Kopfbedeckung unterschieden ihn deutlich von den anderen. Gesicht und Hände waren derart verschmutzt, dass seine Haut unter einer dicken Schicht Dreck kaum zu erkennen war. Offenbar hatte er sich seit einigen Wochen nicht mehr gewaschen.

Es widersprach ihrem Sinn für Reinlichkeit, dass jemand derart schmutzig herumlief – erst recht in einem Haus, in dem auch sie ein und aus ging. Kurzerhand füllte sie eine Schüssel mit warmem Wasser, nahm ein Stück Seife und trat hinaus in den Hof.

Da sie kein Französisch sprach, versuchte sie, sich dem jungen Mann mit Gesten verständlich zu machen – doch der schien nichts zu verstehen. Schon wollte sie unverrichteter Dinge wieder ins Haus gehen, als ein zweiter Soldat hinzutrat und auf den Jüngeren einredete.

Augenblicklich brach lautes Gelächter los. Irritiert blickte sie von einem zum anderen.

Grinsend nahm der junge Soldat die angebotene Seife entgegen, tauchte sie ins Wasser und begann, sich mit übertriebenem Eifer das Gesicht zu schrubben. Doch so sehr er auch rieb, der Schmutz wollte nicht verschwinden.

Die junge Frau starrte ihn verblüfft an. Dann blickte sie in seine dunklen Augen und begriff schlagartig, was sie übersehen hatte: Der Mann war keineswegs so schmutzig, wie sie angenommen hatte. Seine Haut war von Natur aus dunkler als die seiner Kameraden.

Die Röte schoss ihr ins Gesicht. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, raffte sie die Schüssel an sich und eilte zurück ins Haus. Hinter ihr brach das Gelächter erneut los, begleitet von höhnischen Zurufen. Sie knallte die Hoftür zu und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Nie wieder, schwor sie sich, würde sie sich vor den Soldaten im Hof derart lächerlich machen.

Doch schon am Nachmittag des folgenden Tages blieb ihr nichts anderes übrig, als sich erneut den Blicken der Soldaten auszusetzen. Ihre Mutter hatte sie angewiesen, deren Uniformhosen in die Bataillonswäscherei zu bringen, die sich einige Straßen weiter befand. Mit hochrotem Kopf trat sie in den Hof. Am liebsten wäre sie im Boden versunken. Kaum hatten die Männer

sie entdeckt, ging das Gekicher los. Spöttische Blicke und höhnisches Gelächter begleiteten sie auf ihrem Weg und machten den Gang mit dem Wäschekorb zu einem regelrechten Spießrutenlauf.

Erst auf der Straße atmete sie erleichtert auf. Dass sie schon wenige Stunden später bereuen würde, das Haus überhaupt verlassen zu haben, ahnte sie nicht. Dieser Tag sollte ihr Leben für immer verändern.

In der Wäscherei bot ihr ein charmanter Soldat in gebrochenem Deutsch und mit schelmischem Grinsen an, auf die fertige Wäsche zu warten. In etwa einer Stunde sei alles wieder bereit, und so könne sie sich einen zweiten Gang ersparen.

Sie willigte ein. Seine Gesellschaft war ihr allemal lieber als der Spott, der sie zu Hause erwartete. Obwohl sie bestenfalls die Hälfte verstand, unterhielt sie sich überraschend gut mit ihm. Er wusste seine begrenzten Deutschkenntnisse mit Händen, Füßen und einem verschmitzten Lächeln wettzumachen. Bald vergaß sie die unangenehmen Männer im Hinterhof, und die Wartezeit verging wie im Nu.

Als sie schließlich mit dem Korb voller dampfender Uniformhosen den Heimweg antrat, senkte sich bereits die Dämmerung über die Stadt. Das schwindende Licht verwandelte die vertrauten Häuserfronten in bedrohliche Schemen. Sie musste sich beeilen. In den engen Gassen brach die Dunkelheit schneller herein, als ihr lieb war.

Ein eisiger Wind jagte schwere, düstere Wolkenfelder über die Dächer. Sie fröstelte, zog den Kragen ihres Umhangs höher und beschleunigte den Schritt.

An der Ecke zur schmalen Verbindungsgasse spürte sie ein Kribbeln im Nacken – das beklemmende Gefühl, verfolgt zu werden. Sie warf einen raschen Blick über die Schulter. Nichts. Nur das gähnende Schwarz der verlassenen Passage.

Sie zwang sich weiter. Doch sofort war es wieder da. Hinter ihr scharrten Stiefelabsätze über das Pflaster.

Schritt. Schritt. Schritt.

Sie blieb abrupt stehen. Das Scharren verstummte einen Herzschlag später. Jemand passte sein Tempo dem ihren an.

Zögernd wandte sie den Kopf. Aus dem Schatten einer Toreinfahrt löste sich eine hochgewachsene, dunkle Gestalt. Die helle Uniformhose zeichnete sich scharf im Restlicht ab, auf seiner Schulter blitzte der Lauf eines Gewehrs – ein Soldat.

Sie zwang sich zur Ruhe und beschleunigte den Schritt. Doch schon lag sein keuchender Atem dicht hinter ihr. Beißender Schnapsgestank und kalter Schweiß schlugen ihr entgegen.

Sie wollte losrennen, aber ihre Knie versagten schier. Der schwere Korb zerrte an ihren Armen. Hinter ihr schlugen die Stiefelschritte in einen harten Trab um.

Er war schneller. Viel zu schnell.

Ein stechender Schmerz schoss ihr durch die Schulter. Eine kräftige Hand packte sie am Mantel und riss sie brutal zurück. Der Wäschekorb polterte zu Boden, die Uniformhosen flogen über das Pflaster.

Sie schrie, schlug wild um sich. Doch der Griff hielt sie fest wie eine Zange.

»Crie – et tu es morte!«, zischte eine raue Stimme dicht an ihrem Ohr. Schrei, und du bist tot.

Kaltes Metall schlug gegen ihren Nacken. Dann der beißende Geruch von Waffenfett. Blitzschnell legte sich der lederne Gewehrriemen um ihren Hals und zog sich unerbittlich zu.

Hundertachtzig-Eff-Dreiundvierzig.

»Un seul mot ... ich dich werden töten!« Die Worte keuchten an ihrer Wange vorbei, heiß, feucht und unerbittlich.

Sie nickte schwach, soweit die Schlinge es zuließ. Bei jeder noch so kleinen Bewegung schnitt die starre Lederkante wie ein

Messer in ihre Haut. Schmerz schoss ihr durch den Kopf. Für einen einzigen Augenblick blitzten Bilder ihrer Familie vor ihrem inneren Auge auf: das Gesicht ihrer Mutter, ihr Vater, ihr kleiner Bruder – dieser laute Quälgeist, den sie trotz allem von ganzem Herzen liebte.

Gott, sie durfte hier nicht sterben!

Mit einem Mal lockerte sich die eiserne Umklammerung um ihre Brust. Der Soldat nahm den Arm zurück, und auch der steife Riemen gab ein wenig nach.

Hundertachtzig-Eff-Dreiundvierzig.

Sie sackte keuchend zusammen, würgte und sog gierig die eisige Luft ein. Mit dem ersten Atemzug schlug ihr erneut der Gestank von billigem Fusel und ranzigem Schweiß entgegen. Der feuchte Atem des Soldaten brannte an ihrer Wange.

Sie durfte nicht aufgeben!

Mit aller Gewalt schlug sie nach hinten aus, krallte die Finger in den groben Stoff seines Uniformrocks und zerrte daran. Ein brutaler Ruck war die Antwort. Der Soldat schnaubte verächtlich, zog den Gewehrriemen mit voller Wucht wieder fest und schnürte ihr die Kehle zu.

Hundertachtzig-Eff-Dreiundvierzig.

Verzweifelt gruben sich ihre Fingernägel in das harte Leder, suchten vergeblich nach Spielraum. Der Druck auf ihren Kehlkopf wurde unerträglich. Vor ihren Augen flimmerte es schwarz und rot. Jeder Laut blieb in ihrer Brust stecken. Ihr ganzer Körper schrie nach Luft.

Erst als sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, lockerte der Soldat seinen Griff erneut – nur um einen Hauch, gerade genug, um sie vor der drohenden Bewusstlosigkeit zu bewahren.

»Compris? Du verstehen ...?«, flüsterte er rau und bedrohlich dicht an ihrem Ohr.

Sie riss den Mund auf und rang nach Luft. Doch der Atem reichte kaum für ein Wimmern. Sein höhnisches Lachen verstummte erst, als es in schweres, gieriges Atmen überging.

Ihr Martyrium hatte gerade erst begonnen.

Seine Hände packten sie grob und rissen den Stoff ihres Kleides entzwei. Die Kälte der Nacht traf ihre nackte Haut. Dann stieß er sie mit solcher Wucht nach vorn, dass sie auf das eisige Pflaster stürzte. Ihr Gesicht schlug hart auf, die Haut platzte, und warmes Blut lief ihr über die Lippen.

Der Schmerz zwischen ihren Schenkeln ließ sie beinahe das Bewusstsein verlieren. Wehrlos und gelähmt vor Entsetzen versank die Welt um sie herum in undurchdringlicher Schwärze.

Hundertachtzig-Eff-Dreiundvierzig.

Erster Teil
Frankfurt — Paris
Dezember 1813

EINS

Niemand wäre auf die Idee gekommen, Secondelieutenant Leopold Johann Berend als klein zu bezeichnen. Zwar gab es in seiner Abteilung kaum jemanden, der ihn nicht um mindestens einen halben Kopf überragte, doch lag das vor allem an seiner massigen Statur. Leo, wie ihn seit seiner Kindheit jeder nannte, war ein Bulle von einem Mann. Seine Schultern waren so breit wie manche Türrahmen, und selbst mit beiden Händen ließ sich der Oberarm kaum umfassen. Das schulterlange Haar schimmerte in verschiedenen Blond- und Brauntönen. Meist trug er es zu einem kurzen Zopf gebunden, den er unter seiner Kopfbedeckung verbarg.

Auf den ersten Blick flößten seine kantigen, beinahe groben Gesichtszüge Respekt ein. Doch wer ihm in die hellen Augen blickte, entdeckte darin oft einen sanften Ausdruck, der Vertrauen weckte und neugierig machte.

Obwohl Leopold noch keine zwanzig Jahre zählte, lag bereits ein dunkler Schatten über ihm. Etwas hielt sein Herz fest umklammert und schien es niemals wieder freigeben zu wollen. Er ließ niemanden daran teilhaben und sprach nie darüber. Oft umgab ihn eine Düsternis wie ein dunkler Schleier. Dann loderte blanker Hass in seinen sonst so leuchtenden Augen, und der unversöhnliche Klang seiner Stimme mahnte jeden zur Vorsicht.

Leopold stammte aus bürgerlichen Familienverhältnissen. Noch vor wenigen Jahren hätte diese Herkunft den einfachen Soldatendienst bedeutet. Erst die Heeresreform unter maßgeblicher Beteiligung der Kommission um General Scharnhorst hatte das überkommene Adelsprivileg aufgeweicht. Für die preußische Militärtradition ein geradezu unerhörter Schritt, gegen den sich unter den altgedienten Truppenführern noch immer erbitterter Widerstand regte. Besonders in den königlichen Garden hatten sie sich lange gegen bürgerliche Offiziere gesperrt. Doch selbst diese letzte Bastion adeliger Befehlshaber begann zu bröckeln.

In seiner Einheit, der Gardeabteilung drei, stand die Abstammung eines Mannes nicht mehr im Vordergrund. Im Grunde hätte es dieses Detachement innerhalb des Garde-Jäger-Bataillons gar nicht geben dürfen, denn offiziell bestand das Bataillon lediglich aus zwei Kompanien.

Vor wenigen Wochen hatte ihm Generalfeldmarschall von Möllendorff in Breslau das Offizierspatent verliehen. Secondelieutenant – ein Dienstgrad, den er gewiss nie angestrebt hatte. Bei der Verleihung hatten sie gesagt, wegen heldenhafter Verdienste für König und Vaterland. Doch auch darauf gab er wenig. Schon als kleiner Junge hatte er sich weder für Soldaten noch für Uniformen oder Orden interessiert. Damit unterschied er sich früh von den meisten anderen Kindern. Während sie mit Holzgewehren durch die Gegend rannten, wollte Leopold den Beruf seines Vaters ergreifen: Beamter beim preußischen Kartenamt.

Oft hatte er ihn dort besucht. Meist zur Mittagszeit, wenn er ihm das Essen brachte. Landkarten faszinierten Leopold. Er bewunderte, wie sein Vater es verstand, die große Welt auf kleinen Papierbögen abzubilden. Vermutlich hatte auch er geglaubt, sein Sohn werde eines Tages denselben Berufsweg einschlagen.

Immer wieder hatte er betont, dass dafür kein wohlhabendes Elternhaus nötig sei und eine solche Laufbahn dennoch die Sicherheit einer festen Anstellung verspreche.

Doch das Leben hatte andere Pläne mit Leopold. Ein einziger Augenblick hatte genügt, um alles in andere Bahnen zu lenken.

Was wäre wohl aus ihm geworden, wenn das Schicksal es gnädiger mit ihm gemeint hätte? Würde er dann ebenfalls als Soldat auf dem Schlachtfeld stehen und ohne Schuldgefühle Männer töten, die er nicht kannte? Leopold hatte auf diese Frage nie eine Antwort gefunden. Letztlich wollte er sie auch gar nicht kennen.

Er atmete tief durch. Das Stechen in seinem Unterarm hatte endlich nachgelassen. Trotzdem rieb er die vernarbte Stelle, als könnte er damit auch den letzten Rest des Schmerzes vertreiben. Um sich abzulenken, ließ er den Blick durch den Raum schweifen, der seit einigen Wochen seine Unterkunft war.

Die kleine Stube mit dem grob gezimmerten Dielenboden maß höchstens vier mal vier Schritt. Durch das einzige Fenster mit seinen winzigen Kassettenscheiben fiel nur spärliches Licht. Jetzt im Winter, wenn die Sonne tief stand, konnte er selbst tagsüber kaum lesen, ohne eine Kerze anzuzünden. Die Einrichtung verlangte nach nur einem einzigen Wort: karg. Neben Bett, Schrank, Tischchen und Stuhl – alles in zweifacher Ausführung – gab es kein einziges Möbelstück, das den Raum wohnlicher gemacht hätte.

Sein Blick blieb an dem schwarzen Pompon hängen, der wie ein Büschel Gerste aus seinem Tschako ragte. Er trat näher an den Tisch. Obwohl die Kopfbedeckung einen guten Teil der kleinen Tischplatte beanspruchte, galt seine Aufmerksamkeit längst einem anderen Gegenstand: der Pistole, die daneben lag.

Zögernd nahm er die fabrikneue Waffe auf. Sofort stieg ihm

öliger Geruch in die Nase. Vertraut, beinahe beruhigend. Leopold spannte den Hahn und überprüfte, ob der Feuerstein ausreichend weit hervorstand.

Nie wieder wollte er den Fehler begehen, den Stein zu tief im Hahn zu befestigen. Seine Unerfahrenheit hätte ihn damals beinahe das Leben gekostet. Statt des Feuersteins war die obere Hahnlippe auf die Batterie geprallt. Es gab keine Funken, um das Pulver auf der Pfanne zu zünden. Die Pistole versagte im denkbar unpassendsten Augenblick – als ein Trupp französischer Grenadiere mit gezücktem Säbel direkt auf sie zuhielt. Nur der Treffsicherheit seiner Kameraden war es zu verdanken gewesen, dass die Franzosen seine Einheit nicht überrannt hatten.

Jetzt jedoch steckte der Flint richtig. Die Spitze ragte gut zwei Strich über die Hahnlippen hinaus.

Leopold klappte den Pfannendeckel zu und zog langsam am Abzug der ungeladenen Waffe, um den Druckpunkt zu ertasten. Dieser früher so vertraute Punkt, an dem die Feder den Hahn freigab, lag bei der neuen Waffe nicht nur an anderer Stelle; auch der gesamte Mechanismus ließ sich schwerer bedienen. Viel zu früh stieß er auf Widerstand. Er erhöhte den Druck nur geringfügig, da schrammte der Flint bereits über den Stahl und riss den Pfannendeckel mit einem hellen Klacken auf. Ein Funkenregen sprühte in die leere Pfanne.

Bedächtig legte er die Waffe zurück auf den Tisch und griff nach seinem Tschako. Unterhalb des schwarzen Pompons glänzte der achtzackige Gardestern mit dem preußischen Adler. Dazu das in goldenen Lettern gehaltene Motto der Garde: »SUUM CUIQUE« – Jedem das Seine.

So angenehm sich der Alltag in seinem neuen Quartier auch darstellte, an das Anziehen der Offiziersuniform würde er sich wohl nie gewöhnen. Mannschaften und Unteroffiziere taten sich deutlich leichter. Obwohl die Uniform aus unvergleichlich

feinerem und sicherlich wertvollerem Tuch bestand, strapazierten vor allem die zahlreichen Knöpfe, Haken und Verzierungen seine Nerven.

Auch die langen Beinkleider waren ihm ein Dorn im Auge. Selbst bei größeren Männern reichten sie bis hinunter zu den Füßen und verfügten über Lederriemen, die unter den Sohlen verliefen. Leopold hingegen konnte sich die Riemen problemlos um die Zehen wickeln. Und an Oberschenkeln und Waden schnürten sie seine kräftigen Beine derart ein, dass er sich regelmäßig fragte, wie andere Offiziere es den ganzen Tag darin aushielten.

Die neuen Uniformröcke aus dunkelgrünem Tuch hatte er zunächst durchaus elegant gefunden. Doch das änderte sich schnell, als er feststellen musste, dass die Jacke kaum über seine breiten Schultern passte, ohne dass die Nähte unter den Achseln bedenklich knarrten. Nach einem halben Dutzend Tauschversuchen hatte er vorhin endlich ein passendes Exemplar ergattert. Zwar spannte sich das Tuch noch immer über seinem mächtigen Kreuz, doch wenigstens schienen die Nähte bei jeder Armbewegung zu halten.

Leopold trat an den Kleiderschrank und zerrte den schweren Uniformrock vom hölzernen Bügel. Kritisch musterte er den schmalen Schnitt der Jacke. Mit ihrem hohen, geschlossenen Stehkragen und den offenen Ärmeln erinnerte sie beinahe an das französische Vorbild. Lediglich das Futter unter den sichtbaren Aufschlägen war nicht weiß, sondern rubinrot und damit auf die übrigen Tuchvorstöße abgestimmt.

Doch noch bevor er den Rock gänzlich angezogen hatte, bereute er seine anfängliche Zuversicht. Um die Knöpfe auf Brusthöhe zu schließen, musste er alle Luft aus den Lungen quetschen. Vielleicht würde sich der steife Wollstoff im Laufe der Zeit noch etwas dehnen, hoffte er.

Sein Blick fiel auf das kleine Wertfach im Kleiderschrank. Die Tür stand halb offen, und die darin liegende Schatulle zog augenblicklich seine Aufmerksamkeit auf sich. Schlagartig kehrte eine Erinnerung zurück, die ihn wohl nie mehr loslassen würde. Sein Kiefer spannte sich schmerzhaft an.

Er riss den Blick los und griff nach der schwarzen Samthalsbinde, die über der Stuhllehne lag. Unter leisem Fluchen mühte er sich mit den ungewohnten Handgriffen ab. Weder seine breiten Hände noch seine kräftigen Finger schienen für derart filigrane Verrichtungen geschaffen. Erst nach mehreren Versuchen saß das Tuch endlich zu seiner Zufriedenheit am Kragen.

Kritisch begutachtete er sein Werk in dem handtellergroßen Spiegel an der Schranktür.

Das Gesicht, das ihm daraus entgegenblickte, erschreckte ihn. Dunkle Ringe ließen seine Augen tief in den Höhlen liegen. Dazu kamen Falten, die er zuvor nie bemerkt hatte. Seine Hand ballte sich wie von selbst zur Faust. Ehe er sich besann, krachte sie gegen den Spiegel. Doch nichts zersplitterte. Es gab schließlich kein Glas, das hätte bersten können. Der Spiegel bestand lediglich aus einem blank polierten Stück Blech.

Leopold unterdrückte einen Schmerzensschrei und stöhnte stattdessen auf. Sein verzerrtes Spiegelbild schien ihm schadenfroh eine Grimasse entgegenzuschneiden.

»Fini, mon ami?« Die Stimme seines Kameraden riss Leopold aus seinen Gedanken. Er hatte Carl gar nicht bemerkt, als der den Raum betreten hatte.

»Sprich Deutsch mit mir, wenn du willst, dass ich dir antworte!«, erwiderte er, ohne ihn anzusehen.

Normalerweise ignorierte Leopold Menschen, die ihn auf Französisch ansprachen, oder ließ sie spüren, dass sie es beim nächsten Mal besser bleiben ließen. Bei Carl Eugen von Starnenberg allerdings machte er eine Ausnahme.

Der baumlange, schmächtige Ostpreuße bekleidete ebenfalls den Rang eines Secondelieutenants. Damit erschöpften sich ihre Gemeinsamkeiten jedoch bereits. In fast jeder Hinsicht war Carl das Gegenteil von Leopold. Sein dichtes, fast schwarzes Haar umrahmte ein schmales Gesicht. Über der Oberlippe saß ein sorgfältig gestutzter, modischer Schnurrbart. Oberhalb seiner ausdrucksvollen tiefbraunen Augen zogen sich schmale Brauen in steilen Winkeln nach oben. Die dunkle Behaarung bildete einen starken Kontrast zu seiner blassen Haut und verlieh ihm ein Aussehen, das auf die meisten Frauen eine geradezu unwiderstehliche Wirkung hatte.

»Was soll ich schon denken, wenn du wie ein eitles Frauenzimmer vor dem Spiegel stehst?« Carls feine Gesichtszüge verzogen sich zu einem ironischen Grinsen. »Allerdings schlägt die Damenwelt hinterher nicht gleich auf den Spiegel ein – jedenfalls keine der Frauen, die ich kenne.«

Leopold hob die Brauen und erwiderte ebenso spöttisch: »Offensichtlich kennst du noch nicht genug Frauenzimmer.«

Er wusste sehr wohl, dass eher das Gegenteil zutraf. Eine bemerkenswerte Anzahl von Frauen himmelte Carl an, und er konnte sich vor Liebesbezeugungen kaum retten. Viele Stunden hatte er die letzten Wochen damit verbracht, ihre Briefe zu beantworten. Ohnehin ließen ihm seine zahlreichen Verpflichtungen wenig freie Zeit – erst recht, wenn er sich wieder einmal auf dem nahen Schießplatz vergnügte.

Dabei hatte Carl Schießübungen eigentlich nicht nötig. Wie Leopold hörte, schoss sein neuer Kamerad seit frühester Jugend hervorragend. Schon als Knabe soll er seinen Vater, einen angesehenen Offizier, auf der Jagd in den familieneigenen Wäldern begleitet und dort gelernt haben, mit der Waffe umzugehen.

In der Kaserne genoss Carl den Ruf eines Schöngeistes. Er trat stets zuvorkommend und kultiviert auf und war keineswegs

jener geltungssüchtige junge Adelige, der mit übertriebener Eleganz um Aufmerksamkeit buhlte. Als belesener Mann glänzte er in jeder Unterhaltung mit fundiertem Wissen und einem sicheren Urteil. Das verdankte er nicht zuletzt seiner hervorragenden Ausbildung an einer preußischen Kadettenanstalt. Französisch sprach er ebenso fließend wie Deutsch und Polnisch.

»Sei nicht so unhöflich zu mir, Leo. Es schien mir gerade, als würdest du in Gedanken irgendwo anders herumspazieren.« Carl reckte das Kinn. »Reitest du in Gedanken immer noch mit den Lützower Jägern durch den Thüringer Wald? Du musst wissen, weit über die Grenzen Preußens hinaus gilt dein altes Corps als verwegener Haufen voller Hasardeure und Abenteurer. Ich hätte viel dafür gegeben, um dabei gewesen zu sein.«

»Dazu hättest du nur im vergangenen Februar im Goldenen Szepter in Breslau vorbeischauen müssen«, erwiderte Leopold. »Da hatte Major von Lützow das Wirtshaus zum Werbebüro für freiwillige Rekruten gemacht.«

Er erinnerte sich noch genau an jenen trüben Wintertag, an dem er dort angekommen war. Außer den Kleidern, die er am Leib trug, besaß er nur noch seine kleine, hölzerne Schatulle mit etwas Geld.

»Schon das Banner über der Tür hätte dir gefallen. Schwarze und rote Seide, und in goldenen Buchstaben stand drauf: ›Mit Gott für König und Vaterland‹. Und damit war nicht bloß Preußen gemeint, sondern ganz Deutschland. Die Franzosen aus dem Land zu jagen und die deutschen Länder endlich zusammenzubringen – deswegen waren die meisten dort.«

»Du etwa nicht?«, warf Carl ein.

Leopold stieß einen verächtlichen Laut aus. »Nicht nur.«

Natürlich hasste auch er die Besatzer. Am liebsten hätte er die Froschfresser noch heute über den Rhein gejagt, bis nach Paris und darüber hinaus. Doch für die Vorstellung eines

vereinigten deutschen Reiches konnte er sich nicht begeistern. Die zerstrittenen Länder und ihre Fürsten interessierten ihn herzlich wenig.

»Ja, das wäre wohl was für mich gewesen.« Carls Augen begannen zu leuchten.

Diesmal konnte sich Leopold ein Grinsen nicht verkneifen. »Auch für einen hageren Ostpreußen wie dich wäre dort noch Platz gewesen. Bauernburschen, Handwerksgesellen, Studenten, sogar Adlige – einfach alles war vertreten. Und jeder redete anders. Manche Dialekte waren mir so fremd, dass ich kaum ein Wort verstand. Ja, dich hätten sie auch genommen.«

Carl schien die Ironie in Leopolds Stimme gar nicht zu bemerken. »Stimmt es, dass ihr anfangs nicht einmal Uniformen bekommen habt?«

Leopold nickte knapp. »Einige hatten sich immerhin mit Pistolen und Musketen bewaffnet. Wer keine eigene Waffe besaß, erhielt einen schweren Säbel. Aber Uniformen oder Sold? Nein. Wir bekamen lediglich Unterkunft und Verpflegung.« Er hielt kurz inne. »Die meisten trugen, was sie ohnehin besaßen: schwarze Hosen und schwarze Mäntel. Wer kein schwarzes Gewand sein Eigen nannte, färbte seine Kleidung kurzerhand mit einem Sud aus Baumrinde und Wurzeln.«

»Brigands noirs«, stieß Carl ehrfürchtig aus.

»Schwarze Räuber, genau.« Leopold nickte. »So nannten uns die Froschfresser. Und genau so haben sie uns auch behandelt. Wenn einer in Gefangenschaft geriet, drohte ihm Standgericht oder die Galeere.«

Carl atmete hörbar aus. Wie gebannt hing er an Leopolds Lippen. Als der nicht weitersprach, drängte er ungeduldig: »Komm, erzähl schon!«

Leopold seufzte. »Eine Zeitlang haben wir die Militärstraße vom Westen über Erfurt bis nach Leipzig unsicher gemacht.

Tagsüber hatten wir gegen die gut ausgebildeten französischen Truppen kaum eine Chance. Doch nachts änderte sich das. In kleinen Gruppen überfielen wir sie hinter ihren Linien. Damit haben wir den überraschten Froschfressern empfindliche Verluste zugefügt.«

Er verstummte. Für einen Augenblick kehrte die Genugtuung zurück, die er bei diesen Überfällen anfangs empfunden hatte. Doch irgendwann hatte sie nicht mehr ausgereicht. Es genügte ihm nicht mehr, dass sie siegten. Nicht mehr, dass die anderen starben. Es musste doch noch etwas anderes geben.

»Doch es gab nicht nur solche Tage«, fuhr Leopold mit bitterer Stimme fort. »Einen bis ins Detail geplanten Überfall auf eine Nachschubkolonne mussten wir aufgeben. Als wir im Juni Plauen erreichten, erfuhren wir vom Waffenstillstand. Das Abkommen enthielt für uns eine verhängnisvolle Bestimmung: Alle Verbände der Verbündeten, die im Rücken der französischen Armee operierten, mussten sich innerhalb weniger Tage hinter die Elbe zurückziehen. Aber wir hatten nicht die geringste Chance, die Frist einzuhalten. Zu diesem Zeitpunkt befanden wir uns noch Dutzende Meilen von der Elbe entfernt.«

»Wie ging die Sache aus?«

Leopold zuckte mit den Schultern. »Es kam, wie es kommen musste. Auf dem Rückmarsch zur Elbe wurden wir unweit von Leipzig, von einer berittenen Übermacht hinterrücks angegriffen. Der französische Kommandeur verhöhnte uns: ›Waffenstillstand? Für alle Welt, mais pas pour vous!‹ Und ein württembergischer General brüllte uns entgegen: ›Begehrt Pardon, ihr preußischen Hunde!‹«

»Daher stammt deine Verletzung am Arm, oder? Du hast noch nie davon erzählt.«

Statt zu antworten, ließ Leopold den Blick zum Fenster wandern. Erst nach einer Weile fuhr er fort: »Bevor wir uns ergeben

oder überhaupt zur Gegenwehr formieren konnten, hatten die Angreifer schon auf uns eingeschlagen.«

»Welch feige Tat!«, rief Carl entrüstet.

»Württembergische Dragoner hatten mich eingekreist. Ich bekam nicht einmal mehr meinen Säbel aus der Scheide. Innerhalb kürzester Zeit trafen mich zwei Hiebe, einer am Arm, der andere an der Schulter. Plötzlich scheute mein sonst so zuverlässiges Pferd, und ich stürzte aus dem Sattel. Heute muss ich sagen: zum Glück. Ein dritter Hieb verfehlte mich deswegen nur knapp.«

Leopold warf Carl einen ernsten Blick zu. »Merk dir eines: Am Boden bist du den Dragonern schutzlos ausgeliefert.«

»Das kann ich mir denken.«

»Es ist eine schwarze Wand aus Muskeln, Sehnen und Knochen, die über dich hereinbricht.« Leopold machte einen tiefen Atemzug. »Dutzende Zentner geballter Kraft rissen mich von den Füßen und schleuderten mich durch die Luft wie einen Strohhalm im Wind. Weißt du, wie sich das anfühlt? Eben noch glaubst du, dich behaupten zu können, und im nächsten Augenblick bist du nur noch ein hilfloses Bündel. Auf Knien und am Boden liegend versuchte ich, den massigen Pferdeleibern auszuweichen. Dann traf ein Huf genau den Ellenbogen meines verletzten Arms. Ich hörte förmlich den Knochen im Gelenk krachen. Der Schmerz war so heftig, dass ich glaubte, das Bewusstsein zu verlieren. Aber wie durch ein Wunder zertrampelten mich die Pferde nicht. Irgendwie gelang es mir, mich aus dem Kampfgewühl zu schleppen. Schwer verletzt und ohne Ausrüstung konnte ich mit einer kleinen Gruppe fliehen.«

»Ihr habt es trotzdem bis zur Elbe geschafft, oder?«

»Ja. Auf Umwegen erreichten wir noch am selben Tag das linke Ufer und versteckten uns im Schilf. Ich hatte damals viel Blut verloren. Zum Glück gelangte ich an Verbandszeug.«

Leopold zögerte. Carl musste nicht wissen, dass es französische Deserteure gewesen waren, die ihm bereitwillig ihre gesamten Verbandsvorräte überlassen hatten. Auch sie hatten sich über die Elbe absetzen wollen. Ohne ihre Hilfe hätte er die folgende Nacht womöglich nicht überlebt.

Wenn er heute an jene Tage zurückdachte, erkannte er, wie vieles er in den vergangenen Monaten falsch gesehen hatte. Nicht die französischen Soldaten, nicht die einfachen Besatzer hatten ihm all das Leid zugefügt. Seine Rache galt nicht einer ganzen Armee. Sie galt einem einzigen Mann: der *Bestie*.

»Wie hast du es mit dieser Verletzung über den Fluss geschafft?« Carls Stimme verriet eine fiebrige Ungeduld.

»Während wir im Ried ausharrten, kämpften sich etwa achtzig meiner Kameraden durch die gegnerischen Linien und erreichten in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages ebenfalls das Ufer. Mit Unterstützung einiger Bürger, die inzwischen Kähne besorgt hatten, konnten wir schließlich den Fluss überqueren und am östlichen Ufer Schutz finden.«

»Warum bist du nicht einfach bei den Lützowern geblieben?«

»Mit dem unbrauchbaren Arm?« Leopold seufzte. »Außerdem gibt es das Corps in dieser Form nicht mehr. In den Monaten nach der großen Schlacht bei Leipzig, war es mit unserem Freikorps vorbei. Bonaparte zog sich mit den Resten seiner Armee über den Rhein zurück, und wir wurden in die reguläre preußische Armee eingegliedert. Den Rest kennst du.«

»Ja.« Carl nickte nachdenklich. »Jetzt sitzen wir im Hauptquartier der Verbündeten, weit weg von zu Hause.« Ein melancholischer Ausdruck trat auf sein Gesicht. Unverkennbar hing er mit ganzem Herzen an seiner ostpreußischen Heimat.

»Was denn? Jetzt schon Heimweh?«

Carls Gedanken schienen weit entfernt. »Weißt du, dass man vom Engelsberg aus das weite Mündungsdelta der Memel

überblicken kann? Bis hinunter zur Ostsee, in der sich abends die Sonne spiegelt. Selbst im Winter. Und wenn du nach Norden schaust, siehst du bewaldete Höhen, so weit das Auge reicht. Meilenweit nichts als dunkelgrüne, saftige Wälder.«

»Nein, das weiß ich nicht. Ich weiß nicht einmal, wo dein Engelsberg liegt.«

»In meiner Heimatstadt Tilsit.« Carl zögerte kurz. »Erfüllt es dich denn nicht mit Stolz, deinem Land zu dienen?«

»Meinem Land dienen?« Leopold fuhr herum. »Blödsinn. Ich habe kein Land.«

»Du bist doch Preuße. Wie ich auch, oder?«

»Ich bitte dich! Ich stamme aus einem verdammten Hinterhof. Da gibt es kein Land, nur eine Mietwohnung im Erdgeschoss. Nicht einmal die Sonne kann man dort sehen.« Leopold verzog das Gesicht. »Dafür umso mehr die Gosse und ihren fauligen Gestank nach Schweiß und Pisse. Den bekommst du nie wieder aus der Nase.«

Carl schluckte. Offensichtlich konnte er sich solche Lebensverhältnisse kaum vorstellen. Nach kurzem Zögern wechselte er das Thema.

»Heimat hin oder her – dafür sind wir jetzt Agenten der preußischen Geheimpolizei.«

»Die es gerade einmal seit ein paar Wochen gibt«, erwiderte Leopold spöttisch.

Er ließ sich auf den Stuhl fallen und griff nach einem der frisch polierten Stiefel. Selbst das spärliche Licht im Zimmer genügte, um die Fettschicht auf dem schwarzen Leder glänzen zu lassen. Der Geruch von Talg und Ruß war allerdings noch gewöhnungsbedürftig.

»Wie geht es jetzt weiter?«, wollte Carl wissen.

Leopold zuckte mit den Schultern. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was er ihm darauf antworten sollte. Seine

eigenen Pläne hingegen kannte er nur zu gut. Seit jenen Tagen im Schilf stand sein Entschluss fest. Es gab kein Zurück mehr. Er musste die *Bestie* finden.

Mittlerweile sehnte sich jede Faser seines Körpers danach. Niemand würde ihn davon abbringen. Es war der erste Gedanke, der ihm morgens durch den Kopf ging, und der letzte, mit dem er abends einschlief.

Hier in Frankfurt durfte allerdings niemand von seinen wahren Absichten erfahren. Vorerst nicht.

»Alors. Fini, mon ami?«, fragte Carl und versuchte sich an einer unschuldigen Miene.

Leopold schüttelte seufzend den Kopf. Er konnte Carl einfach nicht böse sein. Doch da war noch mehr: Er mochte ihn. Carls Unbeschwertheit und seine beinahe kindliche Freude am Leben standen für etwas, das Leopold schon lange schmerzlich vermisste.

Trotzdem war ihm jetzt nicht nach Scherzen zumute. »Ja. Wir können gehen.« Er zog den zweiten Stiefel an und stand ruckartig auf.

Es war so weit.